

Totmacher unter sich. Eine Bocholter Erzählung

Rainer Wielinski

Die fiktive Erzählung „Totmacher unter sich“ beruht auf einer wahren Begebenheit: Am 7. Januar 1862 ereignete sich in Bocholt eine Gasexplosion. Über den Vorfall schrieb Friedrich Reigers in seiner 1907 veröffentlichten Chronik „Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts“ (im Original S. 170 ff. und am Ende der Erzählung angefügt). Ungewollt lieferte er dem Autor dieser Erzählung damit Stoff genug, um gleich fünf kleine Kurzgeschichten von maximal je 1.000 Wörtern rund um diesen schweren Unfall zu stricken. Jede dieser kleinen Geschichten steht für sich. Zusammen und in der richtigen Reihenfolge ergeben sie jedoch eine größere Geschichte. Lassen Sie sich überraschen!

1. Der Laternenmann

Geradezu verkrampft umgriff er mit den Händen die Holme der kleinen dreiteiligen Klappleiter aus Holz. Die runden Sprossen waren feucht und rutschig. Soeben hatte es in Bocholt wiederholt heftig geregnet. Vorsichtig tastete er sich mit den Füßen die Sprossen herunter. Die Sohlen der schwarzen Lederstiefel hatte er mit Sandpapier aufgeraut. So fand er besseren Halt. Dachte er. Auf der vorletzten Sprosse glitt er aus. „Verdammt, Scheiße“, murmelte er vor sich hin. Er sah seinen Fall kommen. Und so, wie er ihn sah, fiel er auch.

Langgestreckt lag er mit dem Rücken auf dem nassen, kalten Pflaster aus Feldsteinen. Die schwarze Schirmmütze war ihm beim Aufprall vom Kopf geflogen. Statt Haaren trug er einen grauen Rasurschatten. Er verspürte keine Schmerzen. „Noch mal gut gegangen. Aber wie lange noch? Noch, ja, noch!“, dachte er. Vom Pflasterboden aus blickte er auf die Gaslaterne am Rathaus. Sie war hoch oben am rechten Pfeiler des Laubengangs angebracht. Unten an der Laterne befand sich eine Klappe. Er hatte sie geöffnet. Ein eisiger Windstoß ließ sie leicht hin und her wippen.

Die Gläser waren innen stark verrußt gewesen. Sie mussten sauber sein. Erst danach durfte er die Laterne anzünden. Darauf bestand der Gasmeister. Mit einem Baumwollappen und etwas Spiritus ließ sich das Glas leicht reinigen. Nur ein hartnäckiger Ruß-

fleck wollte nicht so schnell verschwinden. Den musste er mit der Klinge seines Arbeitsmessers wegkratzen. Und da war es plötzlich wieder, dieses Zittern in den Händen. Und es wollte wieder nicht aufhören.

Kinder hatten ihn beobachtet. Sie spielten in der frühen Dämmerung des späten Winternachmittags auf dem Kirchplatz vor dem nördlichen Seitenschiff der Georgskirche. Schnell liefen sie herbei, als er am Boden lag. Sie lachten laut und hämisch und stimmten einen Refrain an: „Laternenmann, Laternenmann, bist du schon wieder stramm? Stramm, stramm, stramm – stramm ist der Laternenmann!“ „Ihr werdet euch noch wundern“, schoss es ihm durch den Kopf.

Langsam, nahezu schwerfällig räkelte er sich vom Boden auf. Mit seinen zittrigen Händen griff er nach der Mütze. Er schob sie auf den Kopf zurück. Die dicke dunkelblaue Baumwolljacke und die anthrazitgraue Hose aus schwerem Manchesterstoff waren hinten nass und dreckig. Das stellte er mit einem kurzen Handstreif fest.

Er drehte den Kindern den Rücken zu und griff zu der dreieinhalb Ellen langen Feuerstange. Sie war aus Bambus und hatte am Kopf einen Haken und eine Zündlampe. Mühselig lenkte er den Stangenkopf durch die offene Laternenklappe. Mit dem Haken zog er in der Laterne an einer Kette. Sofort strömte das Gas aus. Er drehte den Stangenkopf ein wenig

und hielt die Zündlampe darüber. Ihre kleine Flamme ließ es „puff“ machen. Augenblicklich erhellte weißes Gaslicht die Dämmerung. Schließlich schloss er mit der Feuerstange die Klappe. „Laterne N° 4 brennt“, stellte er für sich fest.

Die Kinder hatten ihm die ganze Zeit über zugehört. Die Augen waren groß gewesen, die Münder standen offen. Nun zogen sich ihre Augenlider zusammen, die Münder spitzten sich. Hämisch stimmten sie einen neuen Refrain an: „Laternenmann, Laternenmann, kriegst nur stramm die Lampen an. Stramm, stramm, stramm – stramm ist der Laternenmann!“

Gemächlich ließ er die Feuerstange durch die zitterigen Hände zurückgleiten. Ungefähr eine Elle vorm Stangenkopf hielt er an, presste die Hände fest um die Stange, brachte sie in die Waagerechte, drehte sich blitzschnell um, holte mit aller Kraft aus, zielte auf die Kinder und brüllte: „Haut ab. Ich mach euch alle kaputt!“ Der Bambus durchschnitt die Luft mit einem dumpfen Zischgeräusch. Die Kinder sahen die Gefahr auf sich zukommen. Die Augen waren groß, die Münder verzerrt. „Weg, weg, weg“, rief eines der Kinder. Sie stoben davon.

Die Wucht des Schlags traf den linken Oberarm einer jungen Frau. Sie war später dazugekommen, stand einen Schritt hinter den Kindern und hatte beim Anzünden der Laterne zugeschaut. „Du dummes, altes, versoffenes Arschloch. Ich erzähl heute Abend alles deinem Direktor. Wirst schon sehen“, keifte sie. „Meinem Direktor? Du? Hau ab!“ Die junge Frau fasste sich an den Oberarm. Mit mächtigen, festen Schritten ging sie an ihm vorbei Richtung Gasthof Reygers am Marktplatz.

„Die kennt den Direktor? Woher? Ob das eine vom Gasthof ist? Und wenn schon. Der Direktor unterhält sich nicht mit so einer. Die ist doch gar nicht sein Stand. – Und wenn sie doch mit ihm spricht?“

Die Taschenuhr zeigte zwanzig nach vier an. Er zog ein Notizbuch aus der Jackentasche. Im Laubengang legte er es auf die Fensterbank in unmittelbarer Nähe der Laterne. Unter Mühen schlug er die Seite „Dienstag, 7. Januar 1862“ auf. Er ballte die rechte Hand. Mit der linken schob er von oben einen Bleistift hindurch und notierte: „N° 4. 4.20 p.m. Glas Ruß. Brenner?“ Der Gasmeister wollte alles wissen, alles. Morgen würde er einen Schlosser schicken. Und der Direktor den Gasmeister – zu ihm. Der würde an der Wohnungstür klopfen und sagen: „Das war’s. Genug gesoffen. Heute Abend brauchst du nicht mehr zu kommen.“

Er klappte die Leiter zusammen und befestigte sie mit einem Gurt auf dem Rücken. Den Baumwollappen verstaute er in der Umhängetasche mit Werkzeug, dem Spiritus und einer Handlampe auf der Linken. Die Zündstange schulterte er rechts. „Jetzt aber schnell zu den anderen neun Laternen. Nach dem Brennkalendar habe ich nur noch knapp 30 Minuten. Eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang muss alles brennen. Darauf besteht der Gasmeister.“

Eilig lief er zur N° 5 auf dem Kirchplatz. Jemand sagte zu ihm: „‘n Abend!“ Es war der Apotheker. Den hatte er kürzlich gefragt wegen der Hände. Da könne man nichts machen. Das sei Schüttellähmung. Liege am Alter. Er sei schließlich fast siebzig. Bald könne er keiner Arbeit mehr nachgehen. Da er weder Kapitalien habe noch Pfründe noch Renten, zudem allein lebe, solle er beim Ausschuss der Armenfürsorge rechtzeitig vorsprechen. Es seien noch Mittel frei. „Noch, ja, noch!“

Er lehnte die Zündstange an den Mast der N° 5. Ein eisiger Windstoß blies ihm ins Gesicht. In der Umhängetasche öffnete er die Flasche mit dem Spiritus, zog sie mit beiden Händen heraus, führte sie zum Mund und goss sich kräftig einen auf die Lampe. Er sah seinen Fall kommen. Und so, wie er ihn sah, würde es auch kommen.

2. Der Hilfslehrer

„Auaaah!“, schrie die kleine Schülerin laut auf. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie weinte still vor sich hin. Der Hilfslehrer hatte ihr soeben sein kleines, dünnes Rohrstockchen mit einem kurzen Hieb durch die linke Handfläche gezogen. „Hör auf!“, begann der Lehrer. „Du schreibst mit der Rechten. Mit der ist nichts. Zur Strafe schreibst du damit bis morgen zehnmal die 10 Gebote ab.“ Man musste diese Arbeiterkinder in Glaubensfragen festigen, zur Not mit Strenge. Sie glaubten ja. Aber was, wenn Barbaren kämen? Würden sie deren Göttern widerstehen?

Er war Hilfslehrer für Religion an den katholischen Elementarschulen in Bocholt und seit einiger Zeit Hilfsaufseher bei den umfangreichen Renovierungsarbeiten an der Georgskirche. „Hilfs-“ dachte er oft. Aber was half's?! Schließlich hatte er Familie. Das gehörte sich so mit Ende 20. Eine Frau, eine Tochter, einen Sohn. Über den Sohn sprach er viel, über die Tochter gar nicht, über die Frau wenig. Außer man sprach ihn auf eine der beiden an. Wie alle Frauen waren auch sie ein Ebenbild Evas aus dem Alten Testament, belastet mit der Erbsünde. Über solche wie sie sollte man lieber schweigen.

Nach dem Abendessen machte er immer einen ausgedehnten Spaziergang durch die Innenstadt, allein, so auch an diesem Dienstag, dem 7. Januar 1862. Bei Dunkelheit hatte er stets eine Handlampe dabei. Mit ihr ging er in seinem schwarzen Gehrock jede Straße ab. Das war ihm wichtig. Er hatte ein Auge für das Laster. Als Christenmensch musste er es bekämpfen. Entschlossen setzte er daher bei jedem Schritt die Metallspitze seines Gehstocks auf das Straßenpflaster auf. „Klack – klack – klack“ hallte es.

Er kam aus der Osterstraße und hatte gerade den Marktplatz vor dem Rathaus betreten. Plötzlich machte es mit dumpfen Knall „ka-booom“. Es folgte ein verheerendes Getöse. Eine Druckwelle riss ihm den schwarzen Halbzylinder vom Kopf. Scheiben klirrten, unvermittelt erlosch das Licht der vier Gaslaternen in den Ecken des Platzes. Haus- und Ladentüren sprangen auf. Eine große Wolke aus schmutzigem, dunkelgrauem Staub legte sich über den Platz. Sie verhüllte alles. Jemand schrie lauthals „Feuer, Feuer“.

Im schwachen Licht des zunehmenden Mondes suchte der Hilfslehrer nach Orientierung. Mit einem Streichholz zündete er die Handlampe wieder an. Das Glas war heil geblieben. Nur die Flamme war erloschen. Alles war mit Staub überzogen, auch er.

Der Vorfall müsse ins Tagebuch. Die Taschenuhr zeigte ihm kurz nach halb sieben an.

Vor dem Gasthof Reygers auf der südlichen Seite des Platzes hatten sich mehrere Menschen angesammelt. Das verriet ihm das Licht vieler weiterer Handlampen. Es zog ihn wie das Leuchten von Glühwürmchen magisch an. Kurzentschlossen ging er hinüber und drängte sich in die erste Reihe. So konnte er alles besser mitbekommen.

Gleichzeitig mit ihm traf die Polizei ein. Die drei Blauuniformierten hatten es nicht weit gehabt. Die Wachstube lag gleich gegenüber im Erdgeschoss des Rathauses. Verunsichert standen sie vorm Hauseingang und trauten sich nicht hinein. Sie torkelten etwas. Unvermittelt nahmen sie Haltung an, als die Gasthofmeisterin aus dem Gebäude trat. Die ging den Wachtmeister brüsk an und gab ihm Order. Die gab er sofort weiter. Den Sergeanten N° 1 schickte er wegen eines Schlossers zum Gaswerk und N° 2 wegen eines Arztes zum Agnes-Hospital. Sie rannten unverzüglich los.

Der Gasthofmeisterin folgten die anderen. Das waren die Herren der Kasino-Gesellschaft. Sie hatten ein Treffen gehabt. Das waren die auswärtigen Handelsvertreter, Unternehmer und Ingenieure, vornehmlich aus der Textilindustrie, darunter zwei Engländer. Zuletzt verließen die Bediensteten das Gebäude: die beiden Kellner, wobei der eine den anderen stützte – er war verletzt, die Schankhelferin, der Koch, die drei Küchenhilfen und die beiden Dienstmädchen.

Die Kleidung war übersät mit Staub und Dreck. Unter den Anwesenden herrschte ein großes Wortgewirr. Der Hilfslehrer enträtselte es rasch: Es hatte eine Gasexplosion gegeben, zum Glück ohne Feuer! „Schade nur, dass es die beiden Dienstmädchen nicht erwischt hat“, dachte er bei sich. „Diese jungen, augenfällig aufgehübschten, geschminkten Puten. Pah, Dienstmädchen! Wer's glaubt! Das sind doch Nutten!“

Mittlerweile waren unzählige Menschen herbeigeeilt. Etliche Honoratioren der Stadt schoben sich schnell in die erste Reihe: der Bürgermeister und andere aus der Magistratsspitze, Fabrikanten sowie der Pfarrer der Georgskirche. Der Eigentümer des Gasthofes stand allein am äußersten rechten Rand der Reihe und hielt sich bedeckt. Zum Zeitpunkt der Explosion war er in seiner Posthalterei gewesen. Zu-

letzt erschien auch der Direktor des Gaswerks. Er inspizierte seine Erleuchtungsanstalt einmal monatlich und hatte sich mit einer Mietkutsche aus Münster bringen lassen. Sie traf kurz nach der Explosion in Bocholt ein.

Ein eisiger Windstoß fegte über den Platz. Er legte die Hausfront ein wenig von der Staubwolke frei. Jetzt konnte der Hilfslehrer das Ausmaß der Explosion erahnen. Im ersten Obergeschoss auf der linken Seite des Gebäudes waren die beiden Fenster des Versammlungszimmers zertrümmert. Unmittelbar darüber im zweiten Obergeschoss klaffte ein großes Loch in der Außenwand. Das Mauerwerk lag teilweise auf der Straße.

Einige der Bediensteten und Nachbarn begannen alsbald mit den Aufräumarbeiten vor dem Haus. Ein weiterer eisiger Windstoß fegte über den Platz. Er war sehr heftig und hob den Rock einer Küchenhelferin bis über den Hintern hoch. Diese Unterwäsche, dieser Arsch: Die Augen des Hilfslehrers wa-

ren groß. „Was gaffst du? Wenn dich deine Schüler so sähen. Schäm dich!“, raunzte ihn der Pfarrer an. „Hast du als Hilfsaufseher bei den Arbeiten an der Kirche nichts Besseres zu tun? Sind an der Kirche Schäden entstanden? Hast du das schon kontrolliert?“ Der Hilfslehrer verließ den Marktplatz umgehend. Irgendetwas schnürte ihm die Kehle zu.

Auf dem gespenstig leeren Kirchplatz kam ihm eines der beiden Dienstmädchen entgegen. Es hatte sich dort an der öffentlichen Pumpe frisch gemacht und etwas getrunken. „Na“, begann der Hilfslehrer hämisch, „jetzt ist es wohl vorbei? Zeit, Bocholt zu verlassen!“ „Dann geh doch!“, erwiderte sie wirsch. „Ich? Du! Du verkommene Nutte!“ „Nutte? Du blödes Arschloch. Geh lieber zu deiner nach Hause!“ „Was?“ Wütend schlug er ihr mit dem Gehstock auf den rechten Beckenknochen. Sie fasste die schmerzende Stelle nur kurz an. Mit mächtigen, festen Schritten ging sie an ihm vorbei Richtung Marktplatz. Man musste diesen Weibern mit Strenge begegnen. Er sollte dem Herrn nicht alles allein überlassen.

3. Das Dienstmädchen

„Good afternoon, gentlemen. The gin, please. How are you?“ Das fein herausgeputzte Dienstmädchen lächelte die beiden Engländer gewinnend an. Sie musste ihr Vertrauen erlangen. „Kein Vertrauen, keine Informationen!“, sagte die Gasthofmeisterin immer. Sie wollte über diese Ausländer alles wissen, alles. Für das junge Dienstmädchen war das kein Problem. Theater spielen war ihr Leben.

In einem Zirkuswagen war sie mit ihren irischen Eltern unterwegs gewesen. Stets fuhren sie von März bis Oktober den Rhein und die Mosel entlang, so auch in diesem Jahr 1861. Zu dritt verdienten sie sich ihr Geld als Handpuppenspieler auf Jahrmärkten und Volksfesten. Das war ein auskömmliches Geschäft. Herausfordernd waren nur die kalten Monate von November bis Februar. Eine warme Unterkunft und eine feste Arbeit waren da gut. Die bekam sie von der Gasthofmeisterin auf der Bocholter Kirme angeboten. Das Volksfest fand immer am dritten Wochenende im Oktober statt.

Die Meisterin suchte ein neues englischsprachiges Dienstmädchen speziell für ihre Gäste von der ‚Insel‘ im Gasthof Reygers am Marktplatz. Das bisherige sei im August zurück nach Wales gegangen. Es gebe noch ein zweites Dienstmädchen. Das komme aus Belgien und sei für die Französisch und Niederländisch sprechenden Gäste da.

Interesse? Gut! Verschwiegenheit sei ab jetzt das Gebot der Stunde. Die Arbeit als Dienstmädchen gehe nämlich weit über das Übliche hinaus. Ihre Aufgabe sei zuallererst die Beschaffung von Informationen, und zwar unmerklich. Sie solle über jeden englischen Gast herausfinden, welches Unternehmen er in Bocholt besuche und was er dort wolle. Von Bedeutung seien insbesondere Informationen über die Ein- und Ausfuhr von Maschinen, Maschinenbauteilen und Spezialwerkzeugen.

Auf die Frage nach dem Warum erhielt sie von der Meisterin keine Antwort. Sie solle nur machen – und vor allem zu niemanden ein Wort, außer zu ihr. Für die Tätigkeit werde sie großzügig entlohnt: freie Kost und Logis im Gasthof, freie Dienstkleidung sowie obendrein 20 Thaler monatlich zuzüglich einer Prämie bei besonders gewichtigen Informationen. Die junge Frau zögerte nicht lange und sagte zu. Die Eltern hatten im Weseler Hafen Aussicht auf Arbeit.

In der Neujahrswoche 1862 gab es nur wenige Übernachtungsgäste. Das lag an den vielen Feiertagen rund um den Jahreswechsel. Am Freitag traf Mr. Smith aus Manchester ein, am Samstag Mr. Miller aus Liverpool. Am Montag, dem 6. Januar, sollte es sofort mit der Arbeit losgehen. Dieser Tag war jedoch ein Feiertag: Heilige Drei Könige. Alle Unternehmen und Geschäfte hatten geschlossen.

Was tun an dem freien Tag? Das Wetter war lausig kalt und regnerisch. Für solch einen Fall hatte Mr. Smith immer ein Golfset nebst kleinem Ballfangnetz für Indoorgolf dabei. Dazu ließ er sich das geräumige Versammlungszimmer im ersten Obergeschoss reservieren. Als Sparringspartner lud er Mr. Miller ein. Beginn sollte zur Tea Time um drei Uhr sein. Das Dienstmädchen bot sich als Punktezählerin an. „That’s great. Join in, Ma’am!“

Statt Tee bestellten die beiden für sich gleich je eine Flasche Gin und für das Dienstmädchen ein Glas Wein. Dem Gewinner des Matches winkte ebenfalls eine Flasche Gin. Die beiden Engländer spielten und tranken, was das Zeug hielt. Das Dienstmädchen nippte lediglich an ihrem Weinglas. Sie lachten und erzählten viel und das Dienstmädchen bekam etliches mit von ihrer Arbeit. Mr. Smith brüstete sich mit einem Auftrag über 60 Spinning Jennies, Mr. Miller mit einem Angebot über eine 75 PS starke Dampfmaschine. Aus dem Golfspiel entwickelte sich zusehends ein Überbietungswettbewerb hinsichtlich der Bedeutung der eigenen Arbeit.

Alkoholbedingt gerieten die beiden dabei immer mehr in Rage. Ballabschläge und Treffer gelangen immer weniger. Nach rund zwei Stunden betrug Mr. Millers Rückstand bereits 13 Punkte. Plötzlich schleuderte er seinen Golfschläger wütend durch den Raum. Der Schlägerkopf traf die offen verlegte halbzöllige Gasleitung für die Deckenbeleuchtung. Sie war aus Guss und hatte eine leichte Delle bekommen.

Der Wutausbruch Mr. Millers erzürnte Mr. Smith. Mit seinem Golfschläger versetzte er ihm mehrere kräftige Schläge auf den Rücken. Bei dem Gerangel ging die Gewinnerflasche mit dem Gin zu Bruch. Der Inhalt ergoss sich über die Fußbodenbretter. Das Dienstmädchen fühlte sich ans Kasperle-Theater erinnert und dachte: „Immer feste mit dem Schlagstock drauf. Am besten tot machen!“ Für sie war nun endgültig Schluss: „Enough is enough. Please leave the room, gentlemen. We’ll see each other for dinner!“

Am Abend des darauffolgenden Tages, am Dienstag, dem 7. Januar 1862, ereignete sich im Gasthof gegen halb sieben eine Gasexplosion. Zum Glück gab es kein Feuer und nur einen Leichtverletzten. Das Dienstmädchen verließ das beschädigte Gebäude staubig, dreckig und vor allem durstig. Sie wollte sich frisch machen und etwas trinken. In den Gasthof konnte sie vorerst nicht. Auf dem Kirchplatz um die Ecke gab es eine öffentliche Pumpe. Notgedrungen behalf sie sich dort. Auf dem Weg zurück begegnete sie dem Bauhilfsaufseher der Georgskirche. Der hatte nur Häme für sie übrig und einen Hieb mit dem Gehstock auf ihren rechten Beckenknochen.

Der Schmerz drückte ihr auf die Blase. In der Gasse zwischen Rathaus und Georgskirche ging sie in die Hocke. Das zischende Pinkelgeräusch zog einen kleinen schwarzen Hund an. Seine feuerroten Augen funkelten wie zwei Rubine. In der Schnauze hielt er einen entrindeten, fast geraden Holzknüppel. Die eine Seite war spitz. „Hau ab!“, giftete sie ihn an. Erschrocken ließ er den Knüppel fallen und rannte rasch an ihr vorbei. „Blöder Köter!“, dachte sie bei sich.

Wie aus dem Nichts folgte dem Hündchen sogleich eine Gestalt. Von weitem hatte sie etwas von ihren Handpuppen. „Welch ein Kasperle!“, spöttelte sie. „Und das da gerade war dann wohl Toby, Kaspers Hund?!“ Die Gestalt kam näher. Dieses Kasperle jedoch war ein anderer Kasper. Im schwachen Licht des zunehmenden Mondes erkannte sie das jetzt deutlich. Nur das bunte Kostüm sah dem der Handpuppe ähnlich. Statt einer Zipfelmütze trug sie auf dem Kopf einen großen, breitkrempigen Schlapphut, an den Füßen kniehohe Lederstiefel.

Die Gestalt griff nach dem Knüppel, setzte ihn mit der spitzen Seite zum Stich auf das Dienstmädchen an und brabbelte: „Gernöns täber as in Bokelt!“ Angst packte sie. Schnell sprang sie auf. Ein Rest Urin lief ihr an den Beinen herunter. „Der Kasper ist ein Totmacher!“, schoss es ihr durch den Kopf. Aber das wusste sie ja. Theater spielen war ihr Leben.

4. Der Hilfsaufseher

Das Türschloss zum Vorraum von Sakristei und Chortrakt der Georgskirche am Kirchplatz in Bocholt war für ihn das kleinste Hindernis. Nach zwei, drei Versuchen mit dem Schlüssel gab die verschlissene Schließnase den Riegel frei. Die Türen der Kirche waren für die Gläubigen bereits seit Monaten verschlossen geblieben. Das Gotteshaus

war in die Jahre gekommen. Es sollte wieder erstrahlen. Dafür hatte sich der neue Pfarrer eingesetzt. Handwerker führten nicht nur innen umfangreiche Renovierungsarbeiten durch, sondern auch außen. Das Wetter und der Rauch der vielen Holzöfen hatten der Fassade über die Jahrhunderte stark zugesetzt.

Und er durfte dem Pfarrer in seiner freien Zeit bei den Arbeiten dienen – als ehrenamtlicher Hilfsaufseher, so auch an diesem Dienstagabend, dem 7. Januar 1862. Morgens war er Hilfslehrer für katholische Religion an den städtischen Elementarschulen. Beide Tätigkeiten hatte ihm der Pfarrer besorgt. Sie kannten sich aus Münster. Er hatte dort auf Magister der Theologie studiert. Der Pfarrer war dort Seelsorger in einem Zuchthaus gewesen. Das mit dem „Hilfs-“ nahm er in Kauf. Sein Ziel war ein anderes.

Der Pfarrer hatte ihm vorhin einen Auftrag erteilt. Gegen halb sieben hatte es eine Gasexplosion im Gasthof Reygers am Marktplatz gegeben. Er sollte die Kirche auf Schäden kontrollieren. Sie lag nämlich nur gut 30 Schritt vom Explosionsort entfernt. Jetzt war es gegen sieben. In der dunklen Kirche ging er mit der Handlampe jeden Gebäudetrakt ab. Die Explosion hatte keine Schäden verursacht. Was nicht leicht zu erkennen war in dem unüberschaubaren Wirrwarr der vielen Materialien, Werkzeuge, Behälter, Kübel, Schubkarren, Leitern und Gerüste. In der von den Bänken leer geräumten Kirche standen sie überall herum und waren für ihn das größte Hindernis bei der Aufsicht. Ordnung war diesen Handwerksgesellen nur schwer beizubringen.

Wie ging es beim Gasthof Reygers weiter? Die Neugierde trieb ihn. Gegen halb acht trat er deshalb schon wieder auf den Kirchplatz. Auf dem kurzen Weg zum Marktplatz hörte er jemand laut und erregt sagen: „Verdammt, Scheiße!“ Aus dem Augenwinkel erkannte er in der Gasse zwischen Rathaus und Kirche eine Person mit einer Handlampe. Das Lampenlicht fixierte etwas am Boden. Er ging hin. Es war der Laternenmann vom Gaswerk. Vor ihm lag regungslos eines der beiden Reygers'schen Dienstmädchen. Der Hilfsaufseher hatte es eben noch getroffen. Die Augen waren weit geöffnet. Blut rann aus der Kehle.

„Du hast sie umgebracht!“, eröffnete der Hilfsaufseher blitzschnell. „Ich? Nein! Nein, nein!“ „Doch! Als ich heute Nachmittag von der Kirche kam, habe ich gesehen, wie du sie mit der Feuerstange geschlagen und gesagt hast: Ich mach dich kaputt. Zudem hast du ein Messer, ein Arbeitsmesser. Jetzt hast du sie kaputtgemacht!“ „Nein! Nein, nein!“ „Hör auf! Wir können um die Ecke zur Polizei gehen. Wenn ich denen sage, du bist der Mörder, wem werden diese abgehalfterten Kommissköpfe wohl glauben? Dir – oder mir, einem Herrn Magister?“ Der Laternenmann war wie gelähmt. Die Angst machte den sowieso schon wortkargen Mann sprachlos.

„Außerdem: Was machst du hier um diese Zeit?“, fuhr der Hilfsaufseher fort. Der Laternenmann hat-

te pinkeln müssen. Eigentlich hätte er jetzt frei gehabt. Die Druckwelle der Explosion hatte aber das Glas der vier Gaslaternen auf dem Marktplatz zerstört. Wegen der öffentlichen Sicherheit sollte er das Licht die ganze Nacht über am Brennen halten. Darauf hatte der Gasmeister bestanden.

„Pass auf! Ich helfe dir! Wir bringen die Leiche in die Sakristei. Dort entdeckt sie niemand. Danach gehst du wieder an die Arbeit. Ich hole dich, wenn ich alles geklärt habe!“ „Warum helfen Sie mir?“ „Wirst schon sehen. Vertrau einfach einem Diener Gottes!“ Die beiden trugen die Leiche in die Kirche. Danach trennten sie sich.

Gegen acht kam der Hilfsaufseher zurück mit der Meisterin des Gasthofes. Er zeigte ihr die Leiche. Der Laternenmann und er hätten sie gemeinsam gefunden. Die Meisterin schob den Kleiderkragen des Dienstmädchens ein wenig herunter und schaute sich die Wunde genau an. „Was soll das hier? Was wollen Sie?“, entfuhr es ihr brüsk. „Nicht viel!“, entgegnete der Hilfsaufseher. „Die Leiche sollte un bemerkt verschwinden. Das müsste Ihnen etwas wert sein!“ „Pah, warum? Ihr Tod hat ja wohl nichts, ganz und gar nichts mit der Explosion zu tun!“ „Ich sage Ihnen was: Ob es ein Todesopfer wegen oder im Zusammenhang mit der Explosion gegeben hat, spielt keine Rolle. Die Leute werden denken: Gasthof Reygers gleich Gas gleich Tod. Das werden Sie doch nicht wollen, oder?“

Rasch einigten sie sich auf den Preis für das Verschwinden der Leiche. Die Meisterin ging zurück zum Gasthof. Der Hilfsaufseher holte den Laternenmann vom Marktplatz. In der Sakristei legten sie die Leiche auf eine Schubkarre und fuhren mit ihr quer durch die Kirche bis zum Haupteingang. Außen war er von einem mannshohen, blickdichten Bauzaun aus Brettern umgeben. Handwerker hatten erst heute Wegplatten entlang der untersten Treppenstufe verlegt. „Komm, wir vergraben die Leiche unter den Platten. Das merkt niemand. Ich hole zwei Schaufeln aus der Kirche!“

Die Arbeit ging schnell voran. Gegen neun Uhr waren sie bereits fertig. „Und jetzt zu dir, Laternenmann“, begann der Hilfsaufseher. „Du bist alt, fast siebzig. Zudem bist du krank. Das erzählte mir der Apotheker. Bald wirst du nicht mehr arbeiten können und nichts mehr zum Leben haben. Reygers' Gasthofmeisterin hilft dir dann weiter mit freier Kost und Logis in einem der Häuser des Eigentümers des Gasthofes. Das ist mehr, als du in deinem Alter als Arbeiter erwarten kannst.“ Der Laternenmann war sprachlos. Noch, ja, noch erbarmte sich das Leben seiner.

Die beiden gingen getrennt zurück zum Marktplatz. Der Laternenmann kümmerte sich um die kaputten Laternen. Der Hilfsaufseher setzte sich am Rathaus auf die Stufen des Laubengangs und hielt kurz inne. „800 Thaler hat sie mir versprochen – der Verdienst zweier Jahre. Davon werde ich 10 Jahre lang den Zehnten an die Georgskirche spenden. Das wird den Pfarrer beeindrucken. Er wird denken, dass

ich nicht nur gut mit Kindern und Handwerkern umgehen kann, sondern auch mit Geld. Jetzt müsste es eigentlich klappen, weltlicher Leiter der Pfarre zu werden. Ich, ja, ich!!!“ Bedächtig zog er sein skalpellartiges Wachsschnitzmesser zum Freischneiden von Kerzendochten aus der Manteltasche und trieb es sich langsam in die linke Handfläche. Das Blut Jesu würde ihm alle Sünden vergeben.

5. Die Gasthofmeisterin

„Die BocholterInnen (!) haben einen Leitspruch: Nörgens bäter as in Bokelt! Verwenden Sie ihn bei jeder passenden Gelegenheit. Das macht Sie schnell zu einer der ihren!“ Das riet ihr damals der preußische Zollrat für Außenhandel in Münster. Er hatte ihr die überaus einträgliche Stelle als Meisterin im Gasthof Reygers am Marktplatz in Bocholt angetragen. Die trat sie am 1. Oktober 1860 an. An den Tag erinnerte sie sich noch genau. Der Direktor des Gaswerks hatte abends die öffentliche Straßenbeleuchtung mit Gas erstmals in Betrieb genommen.

Die Meisterin hatte im Gasthof das volle Sagen. Der Eigentümer Reygers konnte nichts dagegen tun. Er stand bei der Königlich-Preußischen Provinzialbank nämlich mächtig in der Kreide wegen mehrerer hoher Darlehen für den Gasthof. Der Betrieb gehörte daher eigentlich dem preußischen Staat, wie der Zollrat meinte. Der ‚Olle‘ liefere seit einigen Monaten zudem nicht mehr so, wie er sich das vorstelle. Das seien insbesondere Informationen über die Ein- und Ausfuhr von Maschinen, Maschinenbauteilen und Spezialwerkzeugen.

Preußen wolle, dass die Wertschöpfung zum Wohle der eigenen Untertanen im Lande bleibe. Der Staat müsse deshalb alles über die Aktivitäten der ausländischen Geschäftsleute wissen, alles. Für diese Aufgabe sei sie die Richtige. Schließlich habe sie das Offizierskasino in Münster immer tadellos geführt. Zwar sei sie eine Frau und erst Mitte dreißig. Die Preußen seien gleichwohl experimentierfreudig, wenn es um ihre Interessen gehe.

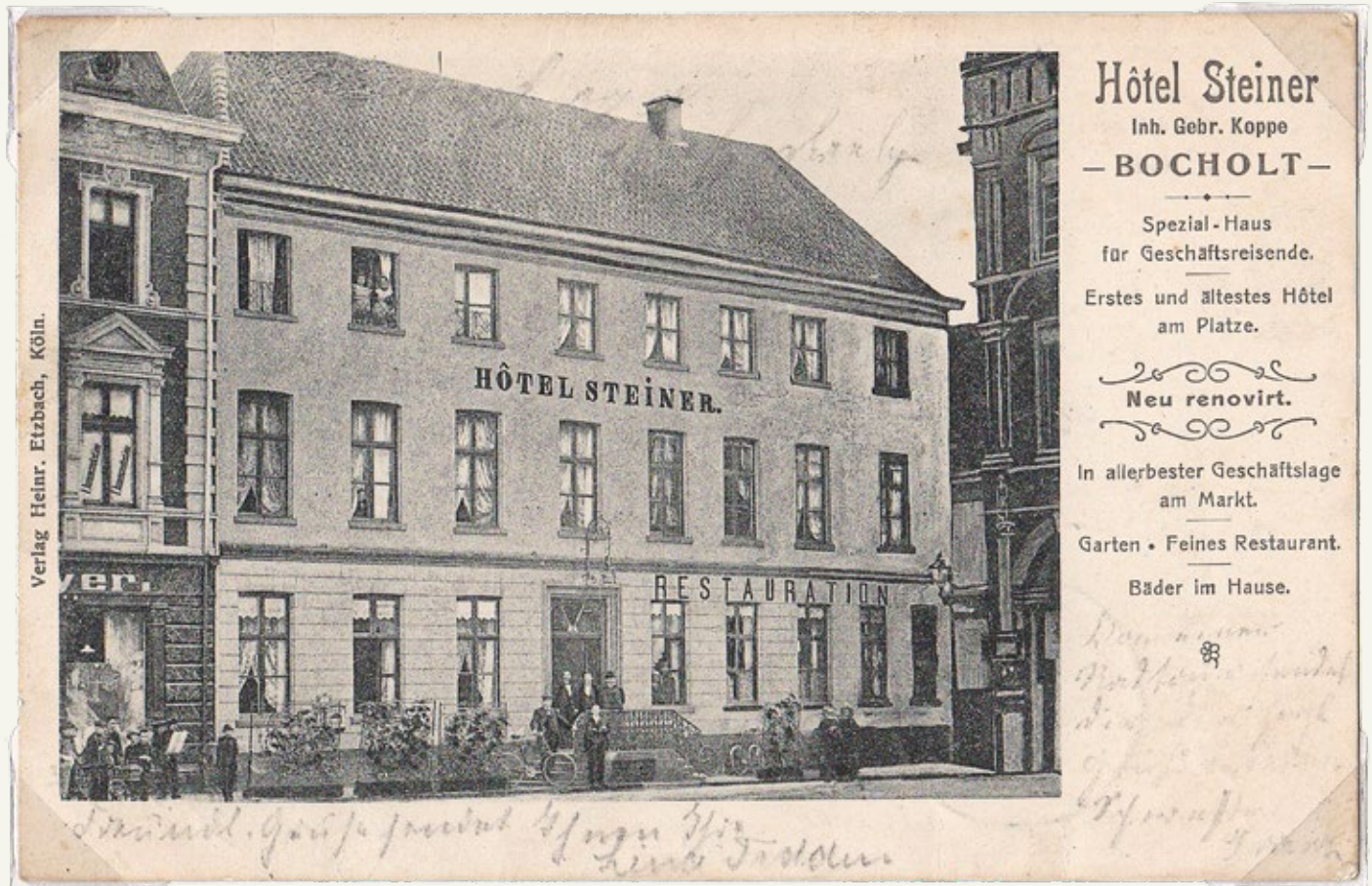
Die Gasthofmeisterin ging die Informationsbeschaffung gezielt an. Wegen fehlender Fremdsprachenkenntnisse stellte sie zwei mehrsprachige Dienstmädchen als Informationsbeschafferinnen ein. Überdies lieferte der ‚olle‘ Reygers wichtige Informationen. Ein paar Straßen weiter betrieb er eine Posthalterei. Dort versorgte er nicht nur die Pferde der Postkutscher, sondern auch die der auswärtigen Fuhrleute. Von ihnen erfuhr er so einiges.

Eine andere Informationsquelle war Blotek, ein invalider Soldat preußisch-polnischer Herkunft. Das Militär hatte ihm Arbeit als Postexpediteur im Gasthof besorgt. Das Briefpostbüro befand sich gleich rechts hinter der Eingangstür. Für die Gasthofmeisterin notierte er nebenbei die Anschriften der Absender und die der dazugehörigen Empfänger nebst Datum. Dafür erhielt er von ihr nicht nur regelmäßig ein paar Taler extra, sondern auch anerkennende Worte. Das gefiel Blotek. Er sagte dann immer: „Blotek heißt nicht nur Fleck. Blotek sitzt auch am richtigen Fleck!“

An umfangreichen Informationen war auch der Gasdirektor interessiert. Er wohnte in Münster. Einmal monatlich inspizierte er seine Erleuchtungsanstalt. Dabei übernachtete er im Gasthof. Die Straßenbeleuchtung war ihm nebensächlich. Profitabler war die Innenbeleuchtung von Gebäuden, insbesondere die großer Fabrikräume. Von den Plänen der Unternehmer berichtete ihm unter anderem die Gasthofmeisterin.

Als Gegenleistung handelte sie die komplette Übernahme der Kosten für eine moderne Innenbeleuchtung des Gasthofes aus. Noch vor Beginn der Winterzeit 1860/61 erstrahlten die Räume im weißen Gaslicht. Das war dem Direktor recht. Gaslicht in einem zentral am Marktplatz gelegenen, von gut betuchten Leuten besuchten Gebäude: Das war für ihn die beste öffentliche Werbung in eigener Sache.

Am Dienstag, dem 7. Januar 1862, nahm ein Zimmermädchen morgens einen überaus strengen Geruch im Versammlungszimmer wahr. Einige tippten auf Fusel, andere auf Gas. Die Gasthofmeisterin ließ vorsichtshalber nach einem Schlosser vom Gaswerk schicken. Unverständlicherweise musste sie das wiederholt tun. Am späten Nachmittag erschien er endlich. Er torkelte etwas. Nach nur kurzer Inspektion erklärte er wortkarg, dass der Geruch nichts zu bedeuten habe.



Blick auf das Hotel Steiner am Markt um 1900. Dieser Gasthof war einst von Wilhelm Reygers (1821-1878) gegründet worden. Seine Witwe verkaufte das Haus zum 1. Januar 1884 an den Kaufmann Ferdinand Steiner.

Gegen halb sieben machte es im Gasthof plötzlich mit dumpfen Knall „ka-boom“. Es hatte eine Gasexplosion gegeben. Zum Glück gab es kein Feuer und nur einen Leichtverletzten. Nichtsdestominder waren die Zimmer im ersten und zweiten Obergeschoss auf der linken Seite des Gebäudes zerstört.

Gegen acht Uhr benachrichtigte der Bauhilfsaufseher der Georgskirche die Meisterin über den Fund der Leiche eines ihrer Dienstmädchen. Es liege derzeit in der Sakristei. Die beiden gingen hin. Es hatte eine Stichwunde am Hals. Ihr Tod hatte rein gar nichts mit der Gasexplosion zu tun. Dennoch schlug er ihr vor, die Leiche verschwinden zu lassen. Dafür verlangte er 800 Thaler. Er hatte ein schlüssiges Argument: „Die Leute werden denken: Gasthof Reygers gleich Gas gleich Tod. Das werden Sie doch nicht wollen, oder?!“ Die Gasthofmeisterin willigte ein.

Umgehend unterrichtete sie darüber den Gasdirektor. Die 800 Thaler erhalte sie selbstverständlich von ihm. Die Sache bringe ihn nämlich auf eine ausgezeichnete, werbewirksame Idee: Er werde

dem Gasthof eine Entschädigung an Gaskonsum in gleicher Höhe zubilligen. Und obgleich kein Brand stattgehabt habe, werde er sich trotzdem bei der Feuerversicherungs-Gesellschaft für den Gasthof einsetzen. Er kenne einen der Direktoren persönlich!

Gegen zehn Uhr waren die Gästezimmer auf der rechten Seite des Gebäudes wieder bezugsfertig. Die Gasthofmeisterin nahm sich eine kleine Auszeit gegenüber auf den Stufen des Laubengangs am Rathaus. Wie aus dem Nichts tauchte vor ihr plötzlich eine Gestalt auf mit einem kleinen schwarzen Hund. Sie trug eine Soldatenuniform aus einer längst vergangenen Zeit. So eine hatte sie schon mal in einem alten Buch gesehen. Die Gestalt hatte einen Knüppel in der Hand. Die eine Seite war spitz. Mit ihr setzte sie zum Stich auf die Gasthofmeisterin an und brabbelte: „Gernöns täber as in Bokelt!“

„Halt!“, entfuhr es ihr brüsk. „Was soll das hier? Du bist ein Plagdich, ein tödlicher Plagegeist. Stimmt's? Einer, der dazu verflucht ist, nach einem Kanonendonner sein Grab zu verlassen, um Men-

schen totzumachen. Das heute Abend aber war der Donner einer Gasexplosion. Du hast dich also geirrt und wärest besser liegen geblieben. Stattdessen hast du mein Dienstmädchen erstochen. Genauso irr sind die durcheinandergewürfelten Buchstaben deiner Wörter. Gehört das mit zum Fluch?“

Die Gestalt stockte. So viele Dinge! „Wenn du die Buchstaben richtig anordnest“, fuhr die Gasthofmeisterin fort, „weißt du, wo es für dich nirgends besser ist, nämlich in Blotek. So heißt der Fleck!“

„Wo tis dre?“ Die Gasthofmeisterin streckte den linken Arm aus und zeigte Richtung Osten. Die Gestalt folgte der Bewegung mit dem Kopf. „Bokelt – jetzt oder nie“, dachte die Gasthofmeisterin bei sich, „sonst wird das hier nichts mit nörgens bäter!“ Mit wenigen, schnellen Schritten war sie bei ihm, stieß ihn zu Boden, nahm ihm den Knüppel ab und bohrte ihn mit aller Kraft tief in sein Herz. Der Körper zerfiel sofort zu Staub. Der Hund verschwand in der Dunkelheit der Nacht. Irgendwo im Nörgens lauerte er. Das spürte die Neu-Bocholterin ganz deutlich.

Nachwort

Liebe Leserinnen und Leser, Sie fragen nach der Moral von der Geschichte? Nun ja, man kennt sie, man kennt sie nicht!

Friedrich Reigers:

Die Gasexplosion

Das nachfolgende Ereignis beschrieb Friedrich Reigers in seiner posthum veröffentlichten Chronik „Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts“, Druck und Verlag J. & A. Temming, Bocholt 1907, auf den S. 170 – 173:

„Im Anfange des Jahres 1862 ereignete sich in Bocholt ein schwerer Unfall, welcher leicht den Verlust mehrerer Menschenleben hätte herbeiführen können. Es war am 7. Januar 1862, abends 6 1/2 Uhr, als man in der Stadt, namentlich in der Nähe des Marktes, einen starken, aber doch dumpfen Knall vernahm, der auch noch in der Entfernung einer Stunde von der Stadt gehört worden sein soll. In einzelnen Häusern sprangen Türen auf und Fenster klirrten. Wenige Augenblicke später sahen Leute, welche zufällig über den Markt gingen oder herbeigeeilt kamen, aus der ganzen Vorderseite des am Markte belegenen Reygersschen (jetzt Steinerschen) Gasthofes einen schwarzen Qualm aufsteigen. Auf den alsbald ertönenden Feuerlärm strömte eine große Menschenmenge auf dem Markte zusammen; es konnte jedoch durchaus nichts von Brand an dem gedachten Hause entdeckt werden. Man begriff deshalb bald, daß in dem Gasthofe eine Gasexplosion stattgehabt habe, und so war es auch. Über die Veranlassung der Katastrophe und den Hergang bei derselben erfuhr man folgendes.

Schon während des ganzen Tages wurde überall im Reygerschen Hause ein starker Gasgeruch wahrgenommen, und zwar am stärksten in dem eine Treppe hoch belegenen Zimmer Nr. 11. Man schickte wiederholt zur Gasanstalt, damit die Sache un-

tersucht werde. Endlich am Abende erscheint ein Gasarbeiter und erklärt, es habe nichts zu bedeuten. Bald darauf betraten zwei Kellner das erwähnte geräumige Zimmer Nr. 11, um dasselbe für eine Versammlung des Handelsvereins, welche dort stattfinden sollte, einzurichten. Einer der Kellner, eine Kerze in der Hand haltend, steigt auf einen Stuhl, um die Gasflammen anzuzünden, was aber nicht gelingen will, als plötzlich etwas Regenbogenfarbiges aufsteigt, eine Flamme entsteht und der donnernde Knall erfolgt. Was darauf vorgegangen, wußten die Kellner nicht zu sagen. Sie wurden mit Schutt aller Art bedeckt, arbeiteten sich aber wieder hervor und bewiesen eine große Geistesgegenwart. Einer derselben, Hermann Kempers, eilte in den Keller hinab, um den Hauptkrahnen zu schließen und so weiterem Unheil vorzubeugen. Dann aber brach seine Kraft zusammen; er erkrankte, erholte sich jedoch bald wieder.

Groß war die Verwirrung und Verwüstung im Innern des von der Explosion betroffenen Hauses. Die im Erdgeschoß befindlichen Personen waren durch den Knall, durch das demselben unmittelbar folgende Getöse und Geklirre und durch das plötzliche Verlöschen der Lichter in großen Schrecken versetzt worden, so daß sie zum Teil durch die Fenster hinausflüchteten. Der Explosionsraum befand sich aber



Blick in die Ravardstraße, hier in einer Aufnahme aus dem Jahre 1942.

nicht im Erdgeschoß, sondern in dem darüber liegenden Stockwerk, und zwar in dem mehrgedachten Zimmer Nr. 11. Hier bot sich ein Bild grauenhafter Verwüstung dar. Die Zimmerdecke war fortgeschleudert, und zwischen dem Gebälk hingen Möbel und Bettzeug, Bretter und Mauerstücke von den darüber befindlichen beiden Logierzimmern. Die zwei Fenster und drei Türen des Zimmers waren zertrümmert, die Mauern hatten Risse bekommen und waren um einige Zoll ausgewichen. Fast noch wüster sah es in den oberhalb des Zimmers Nr. 11 sich befindenden beiden Logierzimmern aus, welche damals glücklicherweise keine Gäste beherbergten. In diesen Zimmern wurde die Außenmauer vollständig durchbrochen und ein Teil derselben auf die Straße geschleudert, die Innenwände gleichfalls zertrümmert, die Decke zerrissen usw. Neben dem Zimmer Nr. 11, dem eigentlichen Explosionsraume, befand sich der von der Kasino-Gesellschaft benutzte Saal. Hier hatte sich bereits, wie gewöhnlich, eine kleine Gesellschaft, Mitglieder des Kasinos, zur Abendunterhaltung eingefunden. Der penetrante Gasgeruch und die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln bildeten den Hauptgegenstand des Gesprächs, als plötzlich der dumpfe Knall erdröhnte. Sämtliche Lichter erloschen; man hörte um sich ein furchtbares Getöse; Türen wurden gesprengt und an die gegen-

über liegenden Wände des Saales geschleudert; ein schwerer dort hängender Kronleuchter stürzte herunter; Mauerstücke bröckelten ab. Bald vernahm man auch von der Straße her das Brandgeschrei der Menge. Die im Saale Anwesenden waren bestürzt, verloren aber die Fassung nicht. Man flüchtete sich in die Ecken des Saales, öffnete, um der Erstickung vorzubeugen, die Fenster und tappte dann im Dunkeln über Mauer- und Holzstücke dem Saal-Ausgange zu und die Treppe hinab. Wunderbarerweise war niemand erheblich verletzt worden. So verlief denn das äußerst gefährliche Ereignis verhältnismäßig recht glücklich.

Dem Gasthofbesitzer Reygers wurde wegen des erlittenen Unfalls von dem Unternehmer der Gasanstalt A. Sabey^[1] eine Entschädigung an Gaskonsum im Betrage von 800 Talern zugebilligt, und die Direktion der Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft zahlte demselben, obgleich kein Brand stattgehabt und der Geschädigte keinen Anspruch erhoben hatte, aus freiem Antrieb eine Summe von 1000 Talern, was im Publikum allgemeine Anerkennung fand.“

^[1] Jean Antoine Sabey